

HANSER

Karl Heinz Bohrer

Großer Stil

Form und Formlosigkeit in der Moderne

ISBN-10: 3-446-20933-6

ISBN-13: 978-3-446-20933-6

Leseprobe

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.hanser.de/978-3-446-20933-6>
sowie im Buchhandel

Daß Stilfragen in Deutschland ein unbewältigtes Problem sind, von dem man nicht redet, ist mir relativ spät klargeworden. Gewiß, man spricht umgangssprachlich davon, dies oder das sei kein guter Stil, aber

man meint damit eher einen Verstoß gegen die Etikette oder einen schlechten Charakterzug: Stil aber als Kapazität der Selbstdarstellung ist etwas Höheres, so etwas wie das berühmte »je ne sais quoi«, aber was ist es? Was es nicht ist, wurde mir deutlicher, als ein mir befreundeter Bankier, Chef einer süddeutschen Landesbank in London, zur Eröffnung seiner Repräsentanz Vertreter britischer Privatbanken und

Kollegen aus der deutschen Zentrale einlud. Will man das Defizit der deutschen Teilnehmer auf einen Begriff bringen, so lautet er: Mangel an Ausdrucksvermögen, Mangel, über die eigene Situation hinauszuwachsen und seine Authentizität sozusagen zu stilisieren und in Haltung und Sprache Autorität zu verbreiten, eine Autorität jenseits von Kenntnissen des Faches, der Banken, des Geldes. Das Mißliche

am Umgang mit den englischen Partnern, die Hilflosigkeit der deutschen Bankleute lag nicht in einem Fauxpas, nicht darin, daß man etwas Unpassendes gesagt hätte. Das Mißliche war, daß sie gar nichts sagten.

Angesichts des mit der Laune des Nachmittags sich entfaltenden Gustos der Briten, in dem sich Timbre des Charakters und Originalität des Selbstbewußtseins mischten, wurde zum Schrecken des Gastgebers die einfallslose Nichtanwesenheit der Deutschen immer grauer. Es fehlte ihnen offensichtlich das, was der italienische Schriftsteller Baldassare Castiglione im 16. Jahrhundert »la maniera« genannt hat und am Beispiel der Leichtigkeit des Stils von Raffael erläuterte, nicht bloß als Stil seiner Malerei, sondern als Vermögen seiner Person.

Nun ist nicht jeder, der Stil besitzt, ein Raffael, und insofern ist Stil nicht gleichzusetzen mit künstlerischer Originalität. Wenn man heute von Stil spricht, kann man sehr Verschiedenes meinen, den Stil einer Kunstepoche, den individuellen Stil eines Schriftstellers, Malers, Komponisten oder – und das soll das Thema sein – den Stil

des zeitgenössischen Menschen, seiner Gesellschaft. Dabei sei nicht vergessen, daß der Stilbegriff in der stiltheoretischen Überlieferung ausschließlich literarischen beziehungsweise künstlerischen, nicht gesellschaftlichen Erscheinungen vorbehalten ist. Alle diese verschiedenen Möglichkeiten hängen aber miteinander zusammen, und man kann auch bei den über die Jahrhunderte unterschiedlichen ästhetischen oder philosophischen Definitionen dessen, was Stil denn eigentlich

sei, für unsere Frage als springenden Punkt eines pointieren, was sich bei Castiglione andeutete: Stil ist, entgegen seines zur Zeit inflationär modischen Verständnisses im Sinne einer subjektiven Obsession, als eine Überhöhung des Alltäglich-Selbstverständlichen angesehen worden. Ob man nun vom antiken Terminus »stilus« spricht oder mit Buffons berühmtem Satz davon, daß der Stil der Mensch selbst sei, immer

geht es um eine Fähigkeit zur Objektivierung von bloß tautologisch Gefühltem: Stilvermögen ist dann eine intellektuell-reflexive Fähigkeit, die qua eines spezifischen Ausdrucks bezüglich einer Sache ihren

Adressaten besonders anspricht. Die Sache also ist die nicht zu übersehende Ursache eines jeweiligen Stils, so wie es Goethe 1789, also fast vierzig Jahre nach Buffons berühmter Definition, formuliert hat:

Stil beruhe, im Unterschied zur einfachen Nachahmung und zur Manier, die beide noch der Sphäre reiner Subjektivität verhaftet blieben – Stil beruhe »auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntnis«. Von solch erhabener, sozusagen Hegels Ästhetik vorwegnehmender Begründung ist die seit etwa einem Jahrzehnt zu beobachtende hedonistische Identifikation von Stil mit ästhetischer Selbstreferenz, modischem

Schick oder schier paradierendem Individualismus weit entfernt! Und es mag auch sein, daß die seit der Vorherrschaft der Popzeichen erkennbare Eventästhetik die von Goethe behauptete Referentialität von

Erkenntnis und Stil endgültig aufgehoben hat, so daß das definierte Kriterium von Stil im Verschwinden begriffen ist. Wenn dem so

wäre, dann bliebe dennoch ein objektives Kriterium übrig: der schon genannte Begriff Ausdruck. Nicht als bloß subjektive Selbstdarstellung, sondern als das Zeichen von transzendierender Intensität. Diese Unterscheidung war seit Vasari schon angelegt im Begriff der »maniera«, der das individualistisch Originelle im Stil eines Malers bezeichnete. Vor dem Begriff »maniera« müßte sich also das, was hier als nationales Unvermögen bezeichnet ist, sei es von Personen, sei es von Institutionen, ausweisen: als Stil beziehungsweise als Ausdruck oder als Abwesenheit eines solchen Ausdrucks, der das rein Subjektive immer übersteigt und auch auf ein Allgemeines bezogen bleibt, so sehr individuell er sei. Erst dann wird die »maniera« Stil. Die zu Eingang erinnerte Szene von Ausdruckslosigkeit ließe sich wahrscheinlich ins Unendliche ergänzen, blickt man mit nunmehr dafür geschärftem Argusauge auf deutsche Szenen in Gesellschaft, Politik und Universität. Die Sprachlosigkeit der Banker vor zwanzig Jahren in London ist keine komische Anekdote. Sie ist vielmehr ein Existential und läßt sich als Grundstruktur von deutscher Ausdruckslosigkeit lesen, das heißt nicht als individuelles Versagen, sondern als ein gesellschaftlich weit verbreitetes Unvermögen zur Form. Man wird nicht dazu erzogen, sich formell und originell zugleich zu verhalten. Und so ergibt sich immer wieder sozusagen naturwüchsig die Szene deutscher Geselligkeit, die zwar im Kollektiv Emotionen Ausdruck verleiht, aber auf dem individuellen Prüfstand jene schwersinnige Last produziert, wenn keiner etwas Unterhaltsames zu sagen weiß und das brütende Suchen nach Ausdruck einsetzt, nicht zuletzt im akademischen Milieu: Als Defizit naturwüchsig geblieben und von keiner Erziehung zur Manier in die Schule genommen, bleibt es auf die private Rede angewiesen und

hilflos auf der Suche nach jenem Transsubjektiven, was so einfach, aber so schwierig ist. Schon der Witze Erzählende wird dann in solcher

Runde zum Vertreter eines Surplus, denn er verhält sich nicht mehr nur privat. Psychologisch bedeutet das Nichterreichen des stilistischen Surplus ein im Privaten Verharren, auch ein Sichgehenlassen, wozu

das Vorsichhintrinken zahlloser Gläser Bier oder Wein gehört, bei dem man sich gegenseitig gründlich privat ausspricht. Das ist die bekannte Ursituation. Dazu gibt es viele Ausdifferenzierungen, die jedem

einschlägig Sensiblen inzwischen ab und an aufstoßen. Vor allem ist die höhere, die gebildete Sphäre davon nicht ausgenommen: Das uniforme Verhalten so vieler Mitglieder des deutschen

Hochschulpersonals, wie

man diese Art Lehrender inzwischen wohl nennen muß, ihre mausgrauen Gesprächsauftritte mit »Drittmitteln« als

Gesprächsinhalt und ihr dazugehöriger Ausdruck notorischer Gewöhnlichkeit stehen unmittelbar

analog zur Stillosigkeit deutscher Fußballspieler, die noch immer

Angst davor haben, sich mit dem Ball auszudrücken, oder eben

analog zu unserem Ausgangsbild von den zu einer eigenen Sprache unfähigen

Bankangestellten.

Überall, wo heute noch Stil zu erkennen ist, ist aber auch immer das Normative anwesend, sei es die Referenz auf nationale Symbolik und ihre Geschichte, sei es die Referenz auf geliebte Gebräuche, selbst Folklore kann Stil haben, wenn es nicht gerade das Oktoberfest ist oder der Schuhplattler, dann eher schon die hanseatische Schaffermahlzeit. Wir haben es also als den leitenden Begriffen sowohl mit dem

Ausdruck als auch noch immer mit der Norm zu tun, und beide treten in dialektischer Verbindung auf. Sie beruhen letztlich auf dem Sinn für das Symbolische der Form, denn die relative Ausdruckslosigkeit der

deutschen Szene läuft regelmäßig auf die Absenz höherer

Bezüglichkeit hinaus, von der der individuelle Ausdruck seine Kraft nehmen könnte.

Das zeigt sich gerade dort, wo an die Stelle der mausgrauen Leere die Expressivität der Gutsherrenart tritt, die man in höheren deutschen Etagen für Stil hält. Es sind Ausdrucksphänomene, bei denen sich das,

was man umgangssprachlich Geschmacklosigkeit nennt, mit dem kreuzt, was unser eigentliches Thema ist: die Abwesenheit sowohl von Normativität als auch von Ausdruck, der über das Private hinausginge. Wir

haben es nunmehr mit drei Begriffen zu tun: Geschmack, Stil, Ausdruck. Das Problem läßt sich am banalen Beispiel bundesrepublikanischer Empfangsrituale studieren: Wenn der Vorsitzende der

CSU-Parlamentsgruppe »Luft- und Raumfahrt« zu einem Gesprächsabend mit ausländischen Fachleuten in den Kaisersaal des ehemaligen Reichstagspräsidentenpalais einlädt und seine Landsleute in ein

unartikuliertes Schweigen verfallen, dann fällt dem launigen Mann angesichts dieses Schweigens der Satz ein: »Wir im Allgäu sagen immer: ›Je kürzer die Diskussion, um so länger das Büffet.« Das war ein

launiger Satz, er hätte aber auch angesichts der historischen Vergangenheit des Ortes und der Eleganz der Gäste sagen können: »Vergessen S' alle Anstrengungen, mir san mir.« Wenn deutsche Bundeskanzler ihre

hohen Staatsgäste entweder zu einem privaten Saumagenessen oder einem kameradschaftlichen Currywurstimbiss ausführen, dann könnte man immerhin versucht sein, die Ausdrucksqualität solcher Abweichungen von der

üblichen Etikette unter dem Begriff individuelle

Originalitätsentfaltung zu begründen, die sich eben von der Ausdruckslosigkeit der zitierten Bankleute unterscheidet. Und es ist sicher, daß die beiden Autoren

solcher Aufhebung des höfischen Zeremoniells diese Aufhebung genau so verstanden wissen wollten.

Wahrscheinlich ist es auch, daß die Mehrheit des deutschen Publikums mit eben dem gleichen oder ähnlichem Argument dem Vorfall Beifall spendete: sozusagen Natürlichkeit contra steife Form.

Darauf wird

zurückzukommen sein. Vorerst ist zu klären, ob solcher

Originalitätsanspruch selbst im Sinne unserer »maniera«-Definition überhaupt Geltung beanspruchen kann. Die Antwort lautet natürlich:

nein. Denn ein

Mitglied der ausländischen politischen Elite mit volkstümlicher Ungezwungenheit zu konfrontieren, geschieht hier nicht als ein besonderer Gestus, dem ein überraschender individueller Einfall zugrunde liegt,

wobei der kulturellen Norm das Wissen um die eigentlich gebotene Distanz nie verlorenginge. Vielmehr agiert sich hier die unvermittelte und unreflektierte Authentizität der beiden Gastgeber aus, ganz im Sinne einer populären deutschen Verkehrsform: eine solche Nähe zu suchen, bei der einem »ganz säuisch« wohl sein darf. Was hier modellartig erscheint, ist die Priorität von sogenannter Individualität

–

nennen wir es besser Privatheit – vor jeder tradierten Form oder aber vor jeder wirklich ästhetisch überzeugenden Gebärde subjektiven Ausdrucks, wie er im Falle von exzentrischen Staatsmännern überliefert

ist. Deshalb muß man von Stillosigkeit oder von Ausdrucksmangel sprechen. Diese Stillosigkeit als Stil der Bundesrepublik zu erkennen und darin das Zeichen eines innovatorischen Ausdrucks und Selbstbewußtseins im Sinne einer neuen egalitären Gesellschaft zu sehen, könnte sich immerhin als Erklärung aufdrängen.

Für eine solche Erklärung ließen sich in der Tat markante Beispiele aus dem öffentlichen und nichtöffentlichen Leben der Bundesrepublik heranziehen, ob nun PDS-Abgeordnete in ehrlicher Aufwallung im

Bundestag gegen den amerikanischen Präsidenten demonstrieren oder westdeutsche Studenten mit Pizzastücken in den Händen einen Hörsaal betreten. In beiden Fällen völlig unterschiedlicher Selbstdarstellung

gibt es eine Gemeinsamkeit: die absolute Nichtachtung der objektiven symbolischen Bedeutung des jeweiligen Ortes. Die neokommunistischen Abgeordneten ahnten nicht, welche Verletzung des Prinzips der repräsentativen Funktion des Hohen Hauses in ihrer Handlung liegt, die westdeutschen Studenten haben keine Beziehung mehr zur Institution der Universität, ganz im Unterschied zu ihren amerikanischen, englischen und französischen Altersgenossen. Es geht bei den genannten und folgenden Beispielen nicht mehr um schlichte Verfehlungen der Etikette, das heißt um Nichtachtung einer überlieferten Form und eines protokollarisch vorgegebenen Stils, sondern vielmehr um den völligen Ausfall von Stilbewußtsein als Ausdruck einer höheren Notwendigkeit.

Man kann hierzu auch journalistische Beispiele nennen, obwohl der Journalismus im ganzen als die einzige Sektion in Deutschland erscheint, der es wirklich gelungen ist, Stil zu entwickeln. Es geht im folgenden also nicht so sehr um die Denunziation einer ganzen Berufsspezies, sondern um ein besonderes Beispiel von Stilverfehlung: etwa um den Versuch des Spiegel, anlässlich des fünfzigjährigen Jubiläums der Königin die britische Monarchie lächerlich zu machen. Man kann in diesem Versuch zunächst erkennen, in welcher extremer Form ein repräsentatives Journal von zivilen Verkehrsformen des Westens bei solchem

Anlaß sich distanzieren darf, ohne von der deutschen Leserschaft dafür bestraft zu werden. Interessanter aber für unsere Frage sind natürlich die Argumente selbst: Sie laufen alle, auch wenn man sich britische Kenner der Monarchie dazu ausgeliehen hat, auf ein naives Nichtverstehen dessen hinaus, was die britische Zivilisation bedeutete und kraft weltweiten Einflusses ihrer Sprache, ihrer Institutionen und ihrer Gesellschaftsverbindungen noch immer bedeutet. Dieses Nichtverstehen und diese Ahnungslosigkeit, die nicht neu ist und bis ins späte 19. Jahrhundert zurückgeht, auf den Begriff gebracht, lauten:

Unverständnis für die symbolische Form, das heißt Unverständnis für die Bedeutung von Stil. Die charakteristische Selbstdarstellung des Spiegel ist von der zur Zeit wohl besten europäischen Wochenzeitschrift, dem Londoner Spectator, angemessen niedrig gehängt worden. Dabei pointierte der englische Autor, durchaus ein Liebhaber und Kenner Deutschlands, als die zur Zeit vorherrschende Misere

dieses Landes seine absolute Ausdrucksschwäche, das heißt die völlige Abwesenheit eines nationalen Stil-Willens: Er nennt dafür vornehmlich Beispiele eines Versagens an expressiver Originalität (gerade im Vergleich mit der britischen Ausdruckskultur).

Als sprechendstes Beispiel für den generellen Stilverlust war die jahrelange Verkleidung des Brandenburger Tors zu nennen, weil sich hier das Phänomen der Stillosigkeit und ihre Ursache besonders fokussieren

läßt und man damit schon überleiten darf zur historischen Erklärung: Die Stillosigkeit begann damit, daß die Renovierung nicht mit öffentlichen Geldern, sondern über einen Sponsor finanziert wurde.

Die

Deutsche Telekom – uneingedenk welcher symbolische Aura der Name und der Bau dieses bedeutenden Ortes besitzen und welche komplexe Gedächtnisstätte er darstellt, nicht nur Preußens, sondern der deutschen

Nation – fand es spaßig, ihre Eigenreklame in Form von Fußballerbeinen aufzustellen, mit der die klassizistischen Säulen verhüllt wurden. Auch hier bietet sich als humoristische Variante die »maniera«-Deutung an: Der Verlust an nationaler Symbolik, speziell wenn sie in Form des preußischen Klassizismus auftritt, werde ersetzt durch eine ironische Spielerei aus aktuellem Anlaß

(Fußballweltmeisterschaft). Man wird hierzulande viele Anhänger dieser Erläuterung finden, nicht zuletzt in politisch korrekten Kreisen. Aber es ist, ohne solche Erklärungen weiterzuspinnen, sofort klar, daß

sie bloß einen banalen, vulgären Designereinfluss bemänteln, der über einen privaten Jux nicht hinauskommt: Es handelt sich um das

Ausdrucksvermögen von Spießern.

Ich habe einige Szenarien als Beispiele für ein Defizit an Stil genannt: gesellschaftliche, politische, journalistische und städtebauliche. Bei ihnen war entweder die Beziehung zur Norm als die eigentliche

Stilbedingung oder die Fähigkeit zum Selbsta Ausdruck, also zur »maniera«, entschieden gestört. Soweit die Betrachtung des Phänomens, nun aber zu seiner Erklärung. Zu sagen, deutsche Bankangestellte seien

geistig halt etwas langsamer als englische, deutsche Kanzler hätten einen größeren Magen als andere Staatsführer, Journalisten hierzulande seien ungebildeter als anderswo und Denkmäler blieben ungeschützt

als in den anderen Metropolen, führt absehbar nicht weiter; das Defizit ist kein intellektuelles, sondern ein ästhetisch-kulturelles und damit auch ein moralisches.